

# Zur Geschichte und Theorie der abstracten Begriffe.

Von

**W. Wundt.**

---

## 1. Die abstracten Correlatbegriffe als metaphysische Principien.

Die Geschichte des philosophischen Denkens ist während einer langen Zeit von gewissen Begriffen beherrscht worden, die, logisch betrachtet, durch zwei charakteristische Merkmale sich auszeichnen: erstens dadurch, dass sie die abstractesten Formen sind, unter denen das in der inneren oder äußeren Erfahrung Gegebene zur begrifflichen Auffassung gelangt, und zweitens dadurch, dass zu einem jeden ein Correlatbegriff von gleicher Allgemeinheit existirt, mit dem er ein zusammengehöriges Begriffspaar ausmacht. Diese beiden Eigenschaften stehen in unmittelbarem Zusammenhang. Jede Begriffsabstraction hat die Folge, dass an dem gegebenen Substrat Bestandtheile zurückbleiben, welche Gegenstand einer ergänzenden Begriffsbildung werden können. Bei den niedrigeren Abstractionen, welche der Bildung der gewöhnlichen Gattungsbegriffe zu Grunde liegen, kann diese Ergänzung immer nur zu engeren Gattungsbegriffen führen, die dem erstgebildeten untergeordnet sind. Da nun aber der einer nachträglichen Begriffsbildung überlassene Bestandtheil einen sehr verschiedenen Werth beanspruchen kann, so ergibt sich als Grenzfall der, wo zwischen zwei einander folgenden Abstractionen ein Werthunterschied überhaupt nicht mehr existirt. Dieser Grenzfall ist bei den abstracten Correlatbegriffen erreicht. Jeder derselben bezeichnet einen allgemeinsten Gesichtspunkt, unter dem von uns ein

dem Denken Gegebenes aufgefasst werden kann ; jeder so angewandte Gesichtspunkt fordert aber als nothwendige Ergänzung den ihm entgegengesetzten, der einer an sich gleichwerthigen Abstraction entspricht.

Mit Rücksicht auf ihren logischen Charakter lassen sich die in Rede stehenden Begriffe in zwei Classen sondern. Die einen können wir als Subjectbegriffe bezeichnen, insofern sie von unserem Denken als abstracte Gegenstandsbegriffe behandelt werden und in allgemeinen Urtheilen über das Gegebene die Stelle des Subjectes einnehmen. Hierher gehören: Sein und Werden, Stoff und Form, Substantialität und Causalität. Eine zweite Classe ähnlich abstracter Begriffspaare besitzt dagegen die logische Bedeutung von Prädicatbegriffen, da sie eine Eigenschaft zu irgend einem der näheren Bestimmung bedürftigen Denkinhalte angeben, so dass ihnen in Urtheilen über das im Denken Gegebene im allgemeinen die Stelle des Prädicates zukommt. Die einflussreichsten Begriffe dieser Art sind: Einheit und Mannigfaltigkeit, Quantität und Qualität, Endlichkeit und Unendlichkeit. Die Beziehung zwischen beiden Reihen tritt äußerlich darin hervor, dass in der Geschichte des Denkens die Begriffe der zweiten Reihe vorzugsweise für die Begriffe der ersten als Prädicate gedient haben.

Sobald nun die genannten Correlatbegriffe als Abstractionen betrachtet werden, deren Substrat die empirische Wirklichkeit ist, so erhellt von selbst, dass keinem derselben, wenn er in einseitiger Isolirung festgehalten wird, die Wirklichkeit selbst entsprechen kann. In dieser gibt es kein Sein ohne ein Werden, keinen Stoff ohne eine Form, keine Einheit ohne Mannigfaltigkeit u. s. w. Nichts desto weniger hat die philosophische Speculation wiederholt und geflissentlich diese Eigenschaft der abstracten Correlatbegriffe außer Acht gelassen. Indem die Metaphysik den Versuch machte, alles Wissen auf eine Begriffseinheit zurückzuführen, hat sie mit Vorliebe einen der Theilbegriffe eines abstracten Begriffspaares herausgegriffen, um ihn als absoluten Begriff zu behandeln.

Es ist von Interesse zu bemerken, dass die Philosophie, sobald sie sich überhaupt der Aufgaben strengerer Begriffsbildung bewusst geworden war, die allgemeinsten und inhaltsleersten jener Begriffe zuerst anwandte, um dann allmählich zu den concreteren zu gelangen, ein

Uebergang, bei dem zugleich der bevorzugte Begriff seine absolute Isolirung von Stufe zu Stufe mehr überwand, indem er theils zu seinem Correlatbegriff, theils zu den übrigen abstracten Begriffspaaren in Beziehungen gesetzt wurde, so dass auf den weiteren Entwicklungsstufen eigentlich nur noch von der Herrschaft, nicht mehr von der Alleinherrschaft eines einzelnen Begriffs die Rede sein kann. Die abweichenden Gesichtspunkte der Weltbetrachtung bringen es hier immerhin zu einer nebensächlichen Geltung; für untergeordnete Zwecke oder für einen beschränkteren Standpunkt bleibt ihnen ein gewisses Recht gewahrt, während freilich der Höhepunkt speculativer Betrachtung allein in einer absoluten Begriffseinheit Ruhe findet, welche alle Relationen und Determinationen ausschließen soll.

So stehen sich in dem Sein der Eleaten und dem Werden Heraklits die zwei allgemeinsten unter jenen Begriffen in starrer Abgeschlossenheit gegenüber. Ihr Auftreten in diesen Anfängen der Entwicklung ist freilich nur dadurch möglich, dass sie noch keineswegs als abstracte Begriffe gedacht werden, sondern mit gewissen sinnlichen Symbolen zusammenfließen. Das Sein des Parmenides verkörpert sich in der stetig und unveränderlich den Raum erfüllenden Weltkugel, das Werden Heraklits in dem ewig beweglichen Urfeuer. Später finden die Gegensätze von Stoff und Form ihre Ausprägung in der einseitig vom Stoff ausgehenden Demokritischen Naturlehre und in der ebenso einseitig den Formbegriff betonenden Platonisch-Aristotelischen Philosophie. Doch sind hier die Gegensätze schon fließender geworden: die Atomistik kann so wenig der Form und Anordnung der Atome wie die idealistische Metaphysik, namentlich in der durchgebildeteren Gestalt, die ihr Aristoteles gegeben, des Stoffes zu ihren Formen entbehren, und an der weiteren Ineinsbildung dieser Gegensätze arbeitet die ganze positive Weiterentwicklung der antiken Philosophie, namentlich das bedeutsamste System derselben, die Physik der Stoiker. In der neueren Philosophie ist es ein anderer Begriff, der sich in den Vordergrund drängt: es ist dies der zuerst von Aristoteles entwickelte, aber bei ihm noch an die Wechselbegriffe des Stoffes und der Form gebundene Substanzbegriff, in dessen verschiedenen Fassungen und Beziehungen zu dem ihn ergänzenden Causalbegriff die ganze Entwicklung der neueren Metaphysik sich bethätigt.

Mannigfach durchkreuzt sich mit dieser wechselnden Herrschaft

der abstracten Subjectbegriffe der Einfluss der zumeist innig mit ihnen verbundenen abstracten Prädicate. Das Sein der Eleaten steht zugleich als absolute Einheit der Mannigfaltigkeit des Heraklitischen Werdens gegenüber, dem quantitativen Stoffprincip der Demokritischen Atomistik das qualitative der Empedokleischen Elemente. Energischer noch wird das Wirkliche als absolute Quantität gedacht in der Substanzlehre Spinoza's, als Qualität in der Monadologie eines Leibniz und Herbart. Mit diesem kreuzen sich hier zugleich die Gegensätze der vorigen Prädicatbegriffe. Die Substanzlehre Spinoza's ist daneben Einheitsphilosophie. In der unendlichen Substanz verschwinden alle qualitativen Unterschiede als Affectionen endlicher modi, die, »sub specie aeternitatis« betrachtet, keine wahre Realität besitzen. Die Monadenlehre ist Mannigfaltigkeitsphilosophie. Schon Leibniz betont, dass von einem einfachen Wesen zum andern und von einem gegebenen Zustande eines Wesens zum andern das innere Sein stetig veränderlich sei, und bei Herbart besteht alle Realität eines Wesens in seiner qualitativen Verschiedenheit von allen andern.

Jede Metaphysik strebt nun aber, indem sie das transscendente Sein der Dinge in einen Begriff zu fassen sucht, Einheitsphilosophie zu sein. Denn der nächste Schritt besteht hier immer darin, dass man jenen Begriff im Gegensatze zur Mannigfaltigkeit der sinnlichen Erscheinungswelt bestimmt. Der Spinozismus folgt hierin älteren mystischen Speculationen, welche den bei ihm unausgesprochen bleibenden Grundsatz, dass das Absolute nur durch Negationen bestimmt werden könne, offen zum Ausdruck bringen. Gegenüber der Einheit hat selbst die Unendlichkeit einen secundären Charakter. Zwar ist dieselbe aus dem nämlichen Bedürfniss der Negation der Erscheinungseigenschaften hervorgegangen, doch in ihrer specifisch metaphysischen Bedeutung wird sie erst durch den absoluten Einheitsgedanken bestimmt. Denn der transscendente Unendlichkeitsbegriff besteht nicht etwa in jenem endlosen Fortschritt, zu welchem der unbegrenzte Fluss der Erscheinungen herausfordert, sondern, indem hier das Unendliche als ein Absolutes gedacht wird, das zu dem Endlichen außer aller Beziehung steht, ist der metaphysische Unendlichkeitsbegriff immer zugleich Einheitsbegriff. Dieser Macht des Einheitsgedankens vermag sich auch die entgegengesetzte Richtung nicht zu entziehen. In der höchsten Monade des Leibniz'schen Systems, ja im Grunde

schon in der Totalität der Beziehungen, in die jede Monade zur Unendlichkeit aller andern gesetzt wird, kommt derselbe zum Durchbruch. Vorsichtiger hat Herbart jenen Uebergang zu vermeiden gesucht. Aber es ist ihm dies doch nur gelungen, indem er jeder Bezugnahme auf die religiösen Ideen aus dem Wege ging. Auch darin ist seine Mannigfaltigkeitsphilosophie der volle Gegensatz zu Spinoza's Einheitslehre: wie diese mit ihren Grundbegriffen im Uebersinnlichen, so wurzelt jene in der sinnlichen Erfahrung. Sie macht nur den Anspruch, Erfahrungsmetaphysik zu sein. Aber gerade indem sie im Endlichen zu bleiben strebt, kommt der Einheits- und der Unendlichkeitsgedanke nun beim entgegengesetzten Punkte zum Vorschein: dem Realen wird von Herbart absolute Einfachheit zugesprochen; darum soll es alle Relationen, selbst alle Quantitätsbestimmungen ausschließen. So baut diese Metaphysik auf der Einheit des unendlich Kleinen sich auf, aber das letztere ist wieder nicht im relativen Sinne verstanden, wie das unendlich Kleine der Differentialrechnung, sondern im absoluten, darin zwar abermals der volle Gegensatz, aber auch das volle metaphysische Aequivalent zu Spinoza's Unendlichkeitslehre.

Wie auf diese Weise die Mannigfaltigkeitsphilosophie durch den metaphysischen Trieb der Einheitslehre entgegengeführt wird, so vermag übrigens die letztere in dem Streben, den Forderungen der Erscheinungswelt gerecht zu werden, nicht umhin, ihrerseits dem Mannigfaltigkeitsgedanken eine gewisse Geltung einzuräumen. Jeder Versuch, der bloß negativ bestimmten absoluten Einheit gewisse positive Attribute, wie Denken und Ausdehnung, beizulegen, führt zu diesem Bruch mit der Strenge des transcendenten Principis. So haben hier, mehr noch als bei den alten Gegensätzen des Stoffs und der Form, die absolut gedachten Begriffe ihre starre Abgeschlossenheit eingeüßt.

Es konnte nicht ausbleiben, dass der Gedanke dieses Fließens der Begriffe auch einmal in der Philosophie selbst seinen systematischen Ausdruck fand. Hegel, wie er der Meinung war, die verschiedenen Entwicklungsstufen der vorangegangenen Philosophie als aufgehobene Momente in seine eigene aufnehmen zu können, hat auch jenen abstracten Beziehungsbegriffen ihre Stellung in dem Zusammenhang der Begriffsentwicklung angewiesen. Der Begriff des Seins, von

welchem geschichtlich betrachtet diese Entwicklung ausging, bildet bei ihm Anfang und Ende des ganzen Zusammenhangs der Begriffswelt. So sehr die Erschleichungen, deren sich die dialektische Methode schuldig machte, im Einzelnen die innere Wahrheit dieses Systems beeinträchtigen mochten, und so nothwendig der Versuch, die Gesamtheit der Einzelbegriffe in ein ähnliches correlates Verhältniss zu bringen, wie es nur den abstractesten Begriffsformen zukommt, nothwendig misslingen musste, so wird man doch nicht umhin können, dem Gedanken der immanenten Selbstergänzung der Begriffe durch ihre Gegensätze eine gewisse Bedeutung zuzugestehen. Man könnte sogar behaupten, dass der logischen Aufeinanderfolge der abstracten Correlatbegriffe, welche Hegel mittelst der dialektischen Methode in seiner Logik zu gewinnen suchte, die Wirklichkeit der historischen Entwicklung mehr entspricht, als jenes Schema einer allmählichen Selbstbesinnung des Weltgeistes, in welches der nämliche Philosoph in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie die philosophischen Systeme einordnete. Selbstverständlich soll jedoch diese Bemerkung nur auf die relative Wahrheit, die dem Gedanken des Fließens der Begriffe innewohnt, sowie auf die thatsächlichen Grundlagen hinweisen, welche die dialektische Methode trotz ihrer principiellen Unhaltbarkeit in der Existenz der abstracten Correlatbegriffe besitzt.

Indem wir nunmehr zur Untersuchung dieser Begriffe übergehen, soll ihre metaphysische Bedeutung fernerhin nur andeutend berührt, dagegen die Frage nach dem logischen Werthe derselben eingehender erörtert werden. Obgleich die Beantwortung dieser Frage jeder metaphysischen Anwendung der genannten Begriffe offenbar vorangehen sollte, so wird sie doch von den Metaphysikern in der Regel völlig unerörtert gelassen. Jene allgemeinen Begriffe erscheinen als ein ursprünglicher Thatbestand, dessen Herkunft gar nicht erforscht zu werden braucht, oder den man abzuleiten meint, wenn man ihn, wie in der Hegel'schen Logik, einem gleichförmigen Schema einordnet. Das hierin zur Geltung gelangte Streben, nicht bloß das Verhältniss eines jeden Correlatbegriffs zu den ihm beigeordneten festzustellen, sondern auch die einzelnen Begriffspaare zu einander in ein bestimmtes Verhältniss zu bringen, muss zwar als ein berechtigtes anerkannt werden. Aber eine solche Ordnung darf nicht auf eine

von außen herangebrachte Methode von höchst bestreitbarem logischem Werthe sich stützen, sondern sie muss aus der Genese der einzelnen Begriffe selbst sich ergeben.

## 2. Die correlaten abstracten Subjectbegriffe.

### a. Sein und Werden.

Unter dem Begriff des Seins fassen wir drei Begriffspostulate zusammen, die sämmtlich erfüllt sein müssen, wenn auf irgend einen Denkinhalt jener Begriff anwendbar sein soll.

Das erste und nothwendigste Erforderniss des Seins ist das Gegebensein, die Existenz. Sein und Gegebensein decken sich aber nicht, sondern das letztere ist nur eines der Merkmale des ersteren. Die Veränderung, das Werden, der Schein können im einzelnen Fall als gegeben von uns anerkannt werden. Der Gegensatz des Seins, insofern ihm das Merkmal des Gegebenseins zukommt, ist das Nichts.

Die zweite Forderung ist das objective Gegebensein oder das unabhängig von unserer subjectiven Auffassung vorausgesetzte Sein. Durch dieses Merkmal, welches wir auch als dasjenige der Wirklichkeit bezeichnen, wird die Art des Gegebenseins, welche zum Sein erforderlich ist, näher bestimmt. Dennoch erschöpft dasselbe nicht das Sein. Denn die nämliche Objectivität kann auch dem Geschehen, dem Werden zugeschrieben werden. Der Gegensatz des Seins, insofern es eine von unserer subjectiven Auffassung unabhängige Existenz einschließt, ist der Schein. Der Schein aber wird, sobald wir ihm eine bestimmte Beziehung zu einem ihm zu Grunde liegenden wirklichen Sein beilegen, zur Erscheinung. In diesem Sinne vereinigen sich in der Erscheinung die Begriffe des objectiven Seins und des Scheins. Der Schein bildet einen positiven oder conträren Gegensatz zu dem Sein, nicht einen bloß negativen oder contradictorischen wie das Nichts, dessen Wortbezeichnung schon eine bloß abgekürzte sprachliche Form ist für das nicht-Sein.

Das dritte Erforderniss des Seins ist endlich das unveränderte Gegebensein. Das Sein schließt die Veränderung aus. Denn bei der Veränderung verschwindet entweder ein Gegebenes, oder es entsteht ein Gegebenes, oder es findet beides zugleich statt. Was aber

verschwindet oder entsteht, das ist nicht, sondern entweder war es, d. h. es besaß ein Sein, oder es wird sein, d. h. es führt zu einem Sein. Nennen wir daher den Begriff, welcher die Veränderung in diesem allgemeinsten Sinne, Entstehen sowohl wie Verschwinden eines Gegebenen, bezeichnet, das Werden, so ist der Gegensatz des Seins, insofern es ein unverändertes Gegebensein bezeichnet, das Werden. Dieses bildet den positivsten Gegensatz zum Sein. Wir können es mit demselben Rechte nicht nur als ein Gegebenes, sondern auch als ein objectiv Wirkliches auffassen wie das Sein. Daraus folgt aber, dass beide Begriffe gleiches Recht besitzen, indem sie die einander entgegengesetzten und eben darum die einander ergänzenden Glieder des Begriffs der gegebenen Wirklichkeit darstellen.

An diese Entwicklung der drei Merkmale, die in dem Begriff des Seins sich vereinigen, knüpfen sich zwei naheliegende Bemerkungen. Zunächst ist es augenfällig, dass die mannigfachen Schwankungen, die uns in dem gemeinen wie in dem philosophischen Gebrauche dieses Begriffs begegnen, in der mehr oder weniger vollständigen Vergegenwärtigung der drei genannten Merkmale ihre Quelle haben. Der populäre Sprachgebrauch begnügt sich meistens mit dem Gegebensein, der wissenschaftliche fügt dazu noch, durch das Motiv der Ausscheidung des Scheins bestimmt, das Merkmal der objectiven Wirklichkeit, und der philosophische erhebt sich endlich, durch den Gegensatz zum Wechselbegriff des Werdens angetrieben, zur Forderung der Constanz. Zugleich liegt dann in dieser Hinzunahme ergänzender Merkmale ein Antrieb, nach einem andern Begriff zu suchen, der einer solchen Mehrdeutigkeit nicht unterworfen ist. Dies sind die Grundlagen für die Entwicklung des Begriffs der Substanz.

Ferner ist leicht zu sehen, dass die Dreiheit der Gegensätze, die der Dreiheit der Merkmale des Seinsbegriffs correspondirt, auch in der geschichtlichen Entwicklung der Speculation ihre Ausprägung gefunden hat. Obgleich für die positiven Versuche einer metaphysischen Welterkenntniss der Gegensatz des Seins und des Werdens der bedeutsamste ist, so haben doch jene andern Gegensatzbegriffe, das Nichts und der Schein, ebenfalls ihre Wirkung ausgeübt. Sie entstehen inmitten der Eleatischen und Heraklitischen Lehren selbst, die, je starrer sie den absoluten Werth ihrer Principien festzuhalten bemüht sind, um so mehr genöthigt werden, dem Schein und dem Nichts



Zugeständnisse zu machen. Außerdem aber erhebt der Skepticismus der Sophisten mit Absicht diese Gegensatzbegriffe zu selbständigen Principien.

Gehen wir nun von der Erwägung aus, dass alle jene Begriffe nur einen relativen Werth beanspruchen können, weil jeder derselben immer nur zusammen mit seinem Correlatbegriff bestehen kann, so folgt aus einem solchen Verhältniss unmittelbar, dass wir nun auch umgekehrt nicht berechtigt sind, irgend einen derselben für sich allein auf die Erkenntnisobjecte anzuwenden, wie solches bei ihrem absoluten metaphysischen Gebrauche versucht wird. Indem das in der Erfahrung Gegebene immer beide Abstractionen zugleich in uns anregt, zeigt es sich eben, dass auch nur beide zusammen wieder auf das Gegebene angewandt werden können, weil die Motive zu den Begriffen, die unser Denken einander gegenüberstellt, in dem Substrat der Begriffsbildung selbst untrennbar vereinigt sind.

Kann hiernach jedem einzelnen unter jenen Correlatbegriffen in seiner isolirten Existenz ein objectiver Erkenntniswerth nicht zukommen, so weist aber die Allgemeingültigkeit, mit der sich ihre Bildung vollzieht, und die Stellung, die sie deshalb, ganz abgesehen von ihrer nachträglichen metaphysischen Verwendung, in unserem Denken einnehmen, ebenso unzweifelhaft auf einen subjectiven Erkenntniswerth derselben hin. Dieser besteht darin, dass in dem Begriff des Seins sammt den drei Gegensätzen, die ihm nach seinen drei Merkmalen zukommen, die logischen Functionen sich verdichtet haben, welche bei der überall mit Hilfe der Abstraction arbeitenden Erkenntnis zur Anwendung kommen. Den drei Merkmalen des Seins entsprechen drei Stadien der logischen Prüfung, welche bei jedem Erkenntnisproblem durchlaufen werden müssen. Sie bestehen: 1) in der Nachweisung des Gegebenseins oder der Existenz des Objects. Fällt die Antwort auf die Existenzfrage verneinend aus, so fällt damit die Nöthigung zu jeder weiteren Untersuchung hinweg. Das Nichts kann nicht Gegenstand einer Prüfung sein, denn es negirt, dass überhaupt das Object zu einer solchen gegeben sei. 2) Es muss die Unabhängigkeit des Gegenstandes von unserer Auffassung nachgewiesen werden. Hierin besteht die Hauptaufgabe der tiefer eindringenden Forschung: der Schein ist zu scheiden von dem, was nicht Schein ist, sondern sich in aller Erfahrung als ge-

geben bewährt. Wie nur durch dies Gegebensein unter den wechselndsten Bedingungen der Erfahrung das wirkliche Sein sich als solches bewährt, so gibt sich umgekehrt der Schein dadurch zu erkennen, dass er ein wechselndes Sein ist, welches der Prüfung nicht unverändert Stand hält, und welchem daher keine Wirklichkeit zuerkannt werden darf. Nachdem auf diese Weise die Existenz sowohl wie die Realität des Objects nachgewiesen ist, muss dasselbe ferner 3) den allgemeinsten Erkenntnissbegriffen untergeordnet werden. Dies geschieht, indem man es zunächst zwei sich ergänzenden Abstractionen unterwirft, deren eine von den Veränderungen abstrahirt, welche das Object erfahren mag, es also als constant voraussetzt, während die andere umgekehrt die vor sich gehenden Veränderungen der Betrachtung unterwirft. Das Object selbst ist weder constant noch im absoluten Sinne veränderlich. Denn der Begriff der Veränderung ist nur vollziehbar als Uebergang von einem gegebenen Zustand zu einem andern gegebenen Zustand. Dabei können aber diese Zustände nur als relativ constante gedacht werden; sie müssen von uns mindestens in einem Moment fixirt werden, wenn sie überhaupt gedacht werden sollen. Ein Fließen der Dinge ohne Ruhepunkt ist eine für uns unvollziehbare und eben deshalb auch für die logische Auffassung unmögliche Vorstellung. Denn unser logisches Denken kann nur mit dem Vorstellungsmaterial operiren, welches das Bewusstsein ihm darbietet, wie es ja auch in seiner ganzen Gesetzmäßigkeit durchaus an die Beschaffenheit dieses Materials gebunden ist. Was aber die Vorstellung in festen Verbindungen enthält, das trennt die logische Abstraction, indem sie gewisse Eigenschaften oder bestimmte Momente der Vorstellung fixirt und aus dem so gebildeten Begriff alle andern Eigenschaften oder Momente ausschließt. Hier sieht man deutlich, wie insbesondere auch in Bezug auf das zeitliche Geschehen die Abstraction vorgebildet ist in den elementaren psychischen Vorgängen. Keine Vorstellung ist eine erschöpfende Vergegenwärtigung der Empfindungen, welche das Object durch seine Wirkung auf uns anregt, sondern die Apperception beschränkt sich auf gewisse dominirende Empfindungen: sie bahnt dadurch dem nachfolgenden logischen Abstractionsverfahren den Weg. Ebenso ist der subjective Verlauf der Vorstellungen kein rastloses stetiges Fließen derselben, wie wir es nachträglich aus bestimmten logischen Gründen

für die objective Zeit postuliren, sondern ein Wechsel mit Ruhepunkten, in welchem einzelne Momente ganz der Beachtung entgehen, während andere als relativ bleibende sich fixiren, um für uns in dem Wechsel der Vorstellungen die Maßpunkte abzugeben, nach denen wir den Verlauf der Zeit eintheilen. In diesen Vorgängen liegen die psychischen Grundlagen für die logische Abstraction des Bleibenden und des Vergänglichen oder, wie diese Begriffe in ihrer abstracten Fassung heißen, des Seins und des Werdens. Durch den psychischen Mechanismus nahe gelegt bewähren sich nun aber diese Wechselbegriffe durch den subjectiven Erkenntnißwerth, den sie, nachdem einmal die Fragen des Gegebenseins und der objectiven Realität entschieden sind, beanspruchen. Sein und Werden erweisen sich nämlich hier sofort als die allgemeinsten Kategorien zur Ordnung des Gegebenen. Als solche sind sie nicht Kategorien, die uns irgendwie objectiv getrennt von einander gegeben sind, sondern Begriffe, die wir neben einander und zum Theil nach einander auf die Objecte anwenden müssen, so aber, dass jedes Object stets die Anwendung beider Begriffe herausfordert. In allem diesem sind Sein und Werden die Vorläufer der später entwickelten, ihnen nächstverwandten Relationsbegriffe, des Stoffs und der Form, der Substantialität und Causalität.

Wir sind damit einerseits der Entstehung, andererseits aber der nothwendigen Weiterentwicklung jener allgemeinsten Beziehungsbegriffe näher getreten. Ihre Quelle liegt in dem Dingbegriff. Von dem Ding scheiden sich schon innerhalb der Bildungssphäre der gemeinen Erfahrungsbegriffe Eigenschaft und Zustand. Beide stehen wieder in innigster Wechselbeziehung, da der Zustand nur den Complex von Eigenschaften bezeichnet, welcher einem Ding in einem gegebenen Zeitmoment zukommt. In dem Zustand wird also gewissermaßen der Dingbegriff noch einmal gesetzt, aber zugleich mit dem Nebengedanken der Veränderlichkeit verbunden. Das Ding, seine Eigenschaften und Zustände sind auf diese Weise Reflexionsbegriffe, die unserem sinnlichen Wahrnehmungsvermögen Rechnung tragen: sie sind die allgemeinsten Gattungsbegriffe zu dem in der Wahrnehmung Gegebenen. Denn gegeben sind uns in dieser immer nur relativ beharrende und relativ veränderliche Vorstellungen, wobei wir aber auch die letzteren immerhin uns auf bestimmte Momente fixirt den-

ken müssen. Es scheidet sich so die abgegrenzte Vorstellung ohne hinzugedachte zeitliche Nebenbeziehungen, das Ding, von der Vorstellung, welcher der Nebengedanke der vorausgegangenen oder folgenden Veränderung anhaftet, dem Zustande. Indem nun die logische Abstraction die in dem psychischen Mechanismus der Vorstellungsthätigkeit begründeten Schranken der Begriffsbildung zu überwinden trachtet, eliminirt sie aus dem Dingbegriff den Gedanken an die in ihm gelegene Coexistenz von Eigenschaften: es bleibt so der Begriff eines objectiv und unveränderlich Gegebenen, welches durch keinen bestimmten Inhalt von irgend einem andern objectiv Gegebenen unterschieden ist, und dies ist eben der Begriff des *Seins*. Er fordert unvermeidlich seinen Correlatbegriff, dessen Abstraction in entsprechender Weise an die Vorstellung des Zustandes sich anschließt. Wird aus dieser die Vorstellung des Dinges selbst mit seinen relativ beharrenden Eigenschaften eliminirt und bloß der ursprünglich als Nebengedanke damit verbundene zeitliche Wechsel zurückbehalten, in letzterem wieder von jeder bestimmten Zeitbeziehung, insbesondere also auch von Vergangenheit und Zukunft abgesehen, so bleibt der Begriff des *Werdens* übrig, der in seiner abstracten logischen Ausprägung ebenso sehr ein innerhalb der Vorstellung unvollziehbares Postulat des Denkens ist wie der des *Seins*. Die innere Nöthigung zu diesem Abstractionsverfahren liegt aber darin, dass das Denken durch seine eigenen Gesetze zu einer Analyse genöthigt wird, welche die in den Erkenntnisobjecten verbundenen Elemente in getrennten und so viel als möglich conträr entgegengesetzten Begriffen fixirt. Denn der conträre Gegensatz, da er den größtmöglichen positiven Unterschied innerhalb eines gegebenen Allgemeinbegriffs bezeichnet, ist stets derjenige, in dessen Feststellung sich die logische Analyse zunächst bethätigt, und unter allen möglichen Zerlegungen nach conträrem Gegensatze ist wieder diejenige die nächstliegende, welche von den allgemeinsten Vorstellungsformen ausgeht, die eben wegen ihrer Allgemeinheit zugleich die verbreitetsten und darum wirksamsten Motive zur Bildung abstracter Gegensatzbegriffe abgeben. Hierin liegt der Schlüssel für die Erklärung der auf den ersten Blick befremdenden Thatsache, dass die metaphysische Verwerthung jener Begriffe gerade mit den abstractesten angefangen hat. Zugleich besteht aber hierin die wirksamste Bestätigung des an sich

bloß subjectiven Erkenntnisswerthes, der diesen allgemeinsten Kategorien zukommt. Beide, das Sein und das Werden, deuten in ihrer nothwendigen Wechselbeziehung eben nur die Abstractionsformen an, die wir bei der Bearbeitung eines gegebenen Erkenntnissinhaltes zunächst verwenden. Als solche müssen sie zwar ihren Grund in den Objecten haben, sie selbst dürfen aber nimmermehr objectivirt oder mit den Objecten verwechselt werden.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Fruchtlosigkeit der Bemühungen um eine metaphysische Verwerthung dieses Verhältniss, wenn auch nur dunkel, allmählich zum Bewusstsein brachte. Sind Sein und Werden nicht selbst Erkenntnissobjecte, aber Abstractionsformen, welche in den Erkenntnissobjecten ihren Grund haben, so liegt es nahe, ihre subjective Beschränkung dadurch aufheben zu wollen, dass man ihnen unmittelbar den Begriff des Objectes als Ergänzung hinzufügt. So entsteht der einheitliche Begriff des seienden und werdenden Etwas, in welchem die abstracten Relationsformen des Seins und des Werdens den ursprünglichen Dingbegriff zu Hilfe gezogen und zugleich unter der Wirkung ihrer eigenen abstracten Natur seines concreteren Charakters entkleidet haben. Das Etwas ist abstracter als das Ding, denn von der Beziehung zu Eigenschaften, die bei diesem nicht fehlen können, ist bei jenem völlig abgesehen. Zusammen mit der participialen Form des Seienden und des Werdenden will es nur die Forderung objectiver Existenz betonen, indem es zugleich hervorhebt, dass beide Wechselbegriffe sich auf ein und dasselbe Substrat des Erkennens beziehen. Damit werden nun aber neue unterscheidende Abstractionen erforderlich, in denen sich die Wechselbegriffe des Seins und des Werdens in einer vertiefteren und den Ansprüchen der objectiven Wirklichkeit näher kommenden Weise wiederholen. Diese neuen Wechselbegriffe sind die des Stoffs und der Form.

#### b. Stoff und Form.

Die Begriffe des Stoffs und der Form sind Erzeugnisse unseres abstrahirenden Denkens, die insofern mit den Begriffen des Seins und des Werdens auf gleichem Boden stehen, als sie verschiedene Gesichtspunkte darstellen, von denen aus die Erkenntnissobjecte, die an sich beide Begriffsmomente vereinigt enthalten, betrachtet werden können.

Aber sie unterscheiden sich wesentlich dadurch, dass sie auf Motive des Denkens zurückweisen, die nicht bloß in diesem sich zu festen Begriffen verdichten, sondern auch in ihrer Beziehung auf die Objecte der Anschauung von einander getrennt bleiben. Das Sein hält unserer Betrachtung nicht Stand, sobald die Objecte in Veränderungen begriffen sind, aber der Stoff, aus dem ein Gegenstand besteht, kann als beharrend aufgefasst werden, auch wenn seine Form wechselt, und hinwiederum können verschiedene Stoffe in übereinstimmenden Formen gegeben sein, wie dies am deutlichsten bei der nächsten Bedeutung der Form, der Gestalt, ist. Darum können wir die Begriffe von Stoff und Form nicht bloß als subjective logische Formen betrachten, welche lediglich auf bestimmte Richtungen unserer Erkenntnisfunctionen hinweisen, sondern wir müssen ihnen einen objectiven Erkenntnisswerth zugestehen.

Dieser Umstand hat nun aber dazu geführt, dass man sie überhaupt als trennbare Objecte betrachtete, eine Anschauung, welche namentlich in Bezug auf den Formbegriff lange Zeit die Metaphysik beherrschte, und welche in der Platonischen Ideenlehre ihren klassischen Ausdruck fand. Sind auch nach Platonischer Auffassung innerhalb der Sinnenwelt Stoff und Form an einander gebunden, so gilt doch diese Verbindung als ein erst gewordenes Erzeugniss. Ursprünglich besitzen die Formen als Ideen eine unabhängige Existenz, und als solche sind sie Gegenstände unserer Begriffsbildung. Aus dieser wird dann geschlossen, dass den objectiven Ideen selbst Allgemeinheit zukommt. Der Stoff, die Materie ist als das völlig bestimmungslose gar nicht Gegenstand des Begriffs; er ist, wie wir es heute ausdrücken würden, bloße Anschauung, als der ausgedehnte Raum, welcher in der Sinnenwelt den Ideen ihre concrete Gestalt gibt. In allem diesem erkennt man deutlich noch die Nachwirkungen des Eleatischen Seins, das, zur Idee umgestaltet, den Stoffbegriff zwar heranzieht, um einen Uebergang zur Erscheinungswelt zu gewinnen, aber eine Gleichberechtigung diesem Begriff noch keineswegs zugestehen will. Obgleich Aristoteles die völlige Transscendenz der Ideenwelt beseitigt, indem er das Wirkliche gerade in dem einzelnen Ding anerkennt, welches Stoff und Form in sich vereinigt, so bleibt seine Grundanschauung die Platonische. Nicht nur ist die Form allein Gegenstand der Begriffsbildung, sondern die Endpunkte der Entwicklung,

der denkende Geist und die Gottheit, werden von ihm als reine, stofflose Formen betrachtet. Dies hängt zusammen mit einer aus der Platonischen Ideenlehre hervorgegangenen Begriffsvertauschung, deren Wirkungen noch heute nicht erloschen sind. An die Stelle des Verhältnisses von Stoff und Form tritt das von Körper und Geist. Indem der Geist als das formbestimmende gedacht wird, erscheint er als die Form selbst. Logisch betrachtet ist diese Begriffsübertragung eine unzulässige. Denn der objective Erkenntnisswerth der Begriffe von Stoff und Form besteht gerade darin, dass dieselben auf unmittelbare Eigenschaften der Objecte hinweisen, die uns stets mit einander gegeben sind. Sobald man daher von der Form auf einen hypothetischen Grund derselben zurückgeht, so wird hier das Metaphysische dem Logischen substituirt. Dadurch wird aber die Auffassung des Verhältnisses von Stoff und Form um so mehr getrübt, als man von vornherein nur für die letztere einen solchen metaphysischen Grund voraussetzt. Wenn z. B. Aristoteles Gestalt, Bewegung, Zweck als Unterarten der Form bezeichnet, so ist es deutlich, dass diese Aufzählung von der metaphysischen Voraussetzung ausgeht: Form ist, was eine geistige Ursache hat, und für die Feststellung des Begriffs »geistige Ursache« sind wieder gewisse Beobachtungen an den lebenden Wesen maßgebend geworden. Noch bei Kant wirkt diese Vermengung des Formbegriffs mit den metaphysischen Voraussetzungen über die Ursachen der Form darin nach, dass er den Formen der Erkenntniss, den Anschauungs- und Begriffsformen, einen intellectuellen Ursprung gibt, während er von dem Stoff, den er in die Empfindung verlegt, lediglich behauptet, dass er uns empirisch gegeben werde.

Suchen wir nun unabhängig von solchen zu der Begriffsunterscheidung hinzugebrachten Voraussetzungen das Verhältniss beider Begriffe zu bestimmen, so haben wir von der Thatsache auszugehen, dass an den wirklichen Denkobjecten Stoff und Form immer mit einander gegeben sind, dass ebenso wenig ein formloser Stoff wie eine stofflose Form für uns denkbar ist. In dieser Beziehung gleichen beide vollkommen den verwandten Begriffspaaren, dem Sein und dem Werden, dem Ding und seinen Eigenschaften. Aber während in Sein und Werden nur die einander gegenüberstehenden Formen der Abstraction aus dem Gegebenen selbst sich ausgeprägt haben, ist andererseits in

dem Ding und seinen Eigenschaften der Einfluss der Erfahrungs-  
 momente noch mächtig genug, um die abstracte Sonderung der Be-  
 griffe völlig zu hindern, so dass selbst die verwegenste metaphysische  
 Speculation unfähig sein würde, den Gedanken eines Dings ohne  
 Eigenschaften oder einer Eigenschaft ohne dingliches Substrat zu ver-  
 langen. Hier liegen nun Stoff und Form genau in der Mitte. Alle  
 Merkmale des Seins hat auch der Stoff beibehalten: die Existenz,  
 die objective Realität und die Unveränderlichkeit; aus dem Ding da-  
 gegen ist die Vorstellung des nothwendigen Verbundenseins mit  
 Eigenschaften und des Wechsels dieser Eigenschaften, des Zustandes,  
 in ihn übergegangen. Wenn die Platonische Materie als das völlig  
 bestimmungslose, darum aber auch als das eigentlich nicht-seiende  
 auftritt, so sind dies Unzulänglichkeiten der Entwicklung, in denen  
 das Sein der Eleaten noch deutlich seine Uebermacht geltend macht.

Hat der Stoffbegriff dem Sein die abstracten Elemente entlehnt,  
 die ihn von dem Dingbegriff scheiden, so ist nun aber das Verhältniss  
 des Formbegriffs zu dem Werden keineswegs ein völlig ent-  
 sprechendes. Vielmehr tritt hier die merkwürdige Erscheinung auf,  
 dass das Sein, namentlich in den metaphysischen Verwerthungen  
 dieses Begriffs, fortwährend die Tendenz besitzt, auch der Form seine  
 Merkmale, insbesondere das dem Werden direct entgegengesetzte der  
 absoluten Unveränderlichkeit, mitzutheilen. Von den Platonischen  
 Ideen an bis auf Spinoza's Causa sui und die Vis primitiva des  
 Leibniz herab ist die ontologische Metaphysik erfüllt von dem  
 Streben, das Princip der Veränderung dem des Beharrens dienstbar zu  
 machen. Das ursprüngliche Motiv dieses Strebens liegt in dem  
 Widerstand, welchen der empirische Dingbegriff der Anwendung des  
 abstracten Begriffs der Veränderung, des Werdens entgegensetzt.  
 Dieser Widerstand äußert sich zunächst an dem Dingbegriff selbst,  
 indem zwei Relationsbegriffe ihm gegenüberstehen, die Eigen-  
 schaft, bei der von jeder Veränderung abgesehen wird, und der Zu-  
 stand, auf welchen sich das Moment des Wechsels zurückgezogen  
 hat. Da aber hierbei der Nebenbegriff relativ bleibender Eigenschaften  
 nicht verloren gegangen ist, so bleibt auch dem Zustand das absolute  
 Fließen des Werdebegriffs fremd. In Eigenschaft und Zustand sind  
 auf diese Weise Constanz und Veränderung relative Begriffe ge-  
 blieben, wie solches dem empirischen Thatbestand unserer Vor-



stellungen, aus denen sie als nächste Abstractionen sich niederschlugen, entspricht. Wie nun in den Stoffbegriff aus dem Ding die Vorstellung eines Complexes bleibender Eigenschaften überging und in ihm unter dem Einfluss des abstracten Seins zu absoluter Constanz sich verdichtete, so geht in den Formbegriff die Vorstellung des Zustandes als eines zwar relativ veränderlichen, aber doch für die begriffliche Betrachtung fixirt zu denkenden ein. Der Begriff des Werdens aber kommt zur Geltung, indem man auf das Moment der Entstehung eines gegebenen Zustandes den entscheidenden Werth legt. Dadurch erleidet der Begriff der Form eine Verschiebung, die ihn seiner eigentlichen Bedeutung, wie sie noch im gewöhnlichen Sprachgebrauch erhalten geblieben ist, entfremdet. Nicht die relativ bleibende Gestaltung des Stoffes ist es, in welche das Formprincip verlegt wird, sondern die Ursache dieser Gestaltung, die eben in dem Moment der Formentstehung sich bethätigt. Auf diese Ursache können aber, da nicht sie selbst in dem Wechsel der Erscheinungen gegeben ist, nunmehr alle Prädicate des Seins, insbesondere auch dasjenige des Beharrens, übertragen werden. So hat sich das Denken aus dem unversöhnlichen Widerstreit der abstracten Gegensätze des Seins und Werdens gerettet, indem es, unter dem maßgebenden Einfluss der relativen Beharrlichkeit der Vorstellungen und des von ihr getragenen empirischen Dingbegriffs mit seinen Prädicaten, dem Sein das Uebergewicht zuerkannte. Alle Veränderung wird zur Erscheinungsform eines beharrenden Substrates. Dieses Substrat, wenn man es ohne jede Rücksicht auf die in ihm liegende Möglichkeit veränderliche Gestalt anzunehmen betrachtet, ist der Stoff, wenn man es aber mit Rücksicht auf diese Möglichkeit und als das Princip der Veränderung selbst betrachtet, die Form. Damit haben sich Stoff und Form zur Forderung eines einheitlichen Begriffs verbunden, welcher sie beide in sich schließt, indem er die einseitige Abstraction, die jedem von ihnen zu Grunde liegt, aufgibt, da er eben in der Forderung eines Substrates besteht, welches Stoff und Form zugleich ist. Dieser Begriff, den zum ersten Mal in seiner für die ganze weitere Entwicklung folgenreichen Bedeutung diejenige Philosophie entwickelt hat, die eben in der Vereinigung des Stoff- und Formprincips ihren Schwerpunkt besitzt, die Aristotelische, ist der Begriff der Substanz. Doch mit seiner Bildung haben Sein und

Werden, Stoff und Form ihre Bedeutung nicht eingebüßt. Indem sie die unterscheidende Abstraction dazu drängen, ein Princip des Beharrens zu sondern von einem solchen der Veränderung, bilden sich Substantialität und Causalität als ein neues Paar von Correlatbegriffen, in denen sich die ganze seitherige Entwicklung der Abstraction sammt den fortwährenden Einwirkungen des empirischen Dingbegriffs zu bleibenderen, in sich aber wieder mannigfach abweichenden Gestaltungen verdichtet hat.

### c. Substantialität und Causalität.

Der Begriff der Substanz wird noch heute in einer Doppelbedeutung gebraucht, welche geeignet ist, die Auffassung des Verhältnisses, in welchem derselbe zu den vorangegangenen Begriffen steht, zu trüben. In seiner logischen Bedeutung bezeichnet er die den empirischen Dingbegriff begleitende Vorstellung des Beharrens beim Wechsel der Eigenschaften. Dies ist der Substanzbegriff Locke's, welchen (<sup>Hume</sup> Hegel) auf seine psychologischen Elemente zurückgeführt und Kant unter die erkenntnistheoretischen Kategorien aufgenommen hat. In seiner metaphysischen Bedeutung bezeichnet er das transscendente und als absolut unveränderlich vorausgesetzte reale Substrat der Erscheinungswelt. Dies ist der metaphysische Substanzbegriff, welcher in den ontologischen Speculationen der neueren Philosophie verschiedene Entwicklungen erfahren hat und von Kant das »Ding an sich« genannt worden ist; ein weiterer, von der Philosophie mannigfach beeinflusster Ausläufer des letzteren ist der Substanzbegriff der Naturwissenschaft, welcher sich aber dadurch unterscheidet, dass ihm bloß ein hypothetischer Werth zugestanden wird<sup>1)</sup>. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass die erste Form dieser Entwicklungen, die rein erkenntnistheoretische, hier ganz außer Betracht bleibt. Wird in diesem Fall doch schon der Name der Substanz eigentlich nur mit Unrecht verwendet, da bei der Vorstellung des empirischen Dings von einem absolut beharrenden Träger der Eigenschaften ebensowenig, wie von einer transscendenten Natur dieses Trägers die Rede sein kann. Die beiden Correlatbegriffe relativ beharrender Eigenschaften und relativ veränderlicher Zustände enthält

1) Vgl. meine Logik, I, S. 411, 494.

aber bereits der Dingbegriff selbst. Andererseits ist nur der metaphysische Substanzbegriff in seiner untrennbaren Verbindung mit dem Causalbegriff als der letzte Schritt jener Entwicklung anzuerkennen, deren vorbereitende Stufen uns in den Correlatbegriffen von Sein und Werden, von Stoff und Form entgegentraten.

Das charakteristische Merkmal dieses Substanzbegriffs besteht nun gerade darin, dass in ihn jene Nebenbeziehung des Transscendenten, welche den vorangegangenen Begriffen an sich nicht zukommt, aufgenommen wird. Sein und Werden, Stoff und Form sind abstracte Begriffspaare, welchen als solchen das Wirkliche selbst nicht entsprechen kann, ja sie sind wegen der vollkommeneren conträren Gegensätze, die sich in ihnen ausgeprägt haben, abstracter als die Substanz, welche die Momente des Stoffs und der Form aufgehoben in sich enthält; aber sie sind Abstractionen aus der unmittelbaren Wirklichkeit. Transscendente Beziehungen gelangen in sie erst durch die Absicht, mit der man den einen der sich ergänzenden Correlatbegriffe, den Forderungen des empirischen Dingbegriffs, dem sie alle entstammen, zum Trotz, zum alleingültigen Princip erhebt. Nur das Sein, welches das Werden von sich ausschließt, oder das Werden, in dem alles Sein untergeht, nur der formlose Stoff oder die stofflose Form sind transscendente Principien. In ihrer Vereinigung gedacht behalten alle diese Begriffe den Werth von Abstractionen, welche nicht nur zulässig, sondern in gewissem Sinne nothwendig sind. Anders ist es mit der Substanz. Mit Rücksicht auf die Abstractionsstufe betrachtet steht sie dem empirischen Dingbegriff nicht nur näher als alle jene vorangegangenen Relationsbegriffe, sondern sie steht geradezu mit ihm auf gleicher Stufe. Denn an die Substanz werden Eigenschaften, Attribute und veränderliche Zustände ebenso unveräußerlich gebunden gedacht, wie an das empirische Ding. In dieser Beziehung erscheint der Substanzbegriff lediglich als eine philosophische Umgestaltung des Dingbegriffs. Dagegen wird bei der Substanz auf jedes unmittelbare Gegebensein in der Anschauung verzichtet. Die Eleaten meinten, obgleich ihnen die Erfahrungswelt in ihrer Veränderlichkeit als Schein galt, doch in der unveränderlichen Raumerfüllung sicherlich nicht bloß ein Bild des Seins, sondern die unmittelbare Verwirklichung desselben zu sehen. Plato lehrte eine Antheilnahme der Ideen an den Einzeldingen, und diese war ihm

nicht etwa eine übersinnliche, sondern sie äußerte sich unmittelbar in der Formgestaltung der Gegenstände. Für Aristoteles endlich ist das aus Stoff und Form bestehende Einzelne selbst die Substanz. Ganz anders in den letzten Entwicklungen des Substanzbegriffs: hier wird die Substanz *toto genere* ein übersinnliches Ding, das bei Spinoza noch in einzelnen seiner Attribute in die Erfahrungswelt hereinreicht, bei Leibniz aber in seinem ganzen Umfang ein Noumenon ist, dem die Erfahrungswelt als ein gesetzmäßig verbundener Schein gegenübersteht; und der letzteren Auffassung entsprechen, abgesehen von dem Zugeständniss des hypothetischen Charakters des Substanzbegriffs, durchaus die metaphysischen Voraussetzungen der neueren Naturwissenschaft.

Diese ganze Entwicklung findet sich nun in den Umgestaltungen, welche die vorangegangenen Relationsbegriffe erfahren haben, sichtlich schon vorgebildet. In ihnen allen lag die Tendenz, einen *concreten* Inhalt zu gewinnen. Dieser Tendenz wurde durch die Aufnahme bestimmter Elemente aus dem empirischen Dingbegriff Folge gegeben; insbesondere diente die untrennbare Verbindung des Dings mit seinen Eigenschaften und Zuständen als Vorbild jener Begriffsentwicklungen, welche dem Sein und Werden, dem Stoff und der Form ihren ursprünglichen Gegensatz nahmen, um ein einheitliches Princip für die denkende Auffassung der Welt zu gewinnen. Der natürliche Schlusspunkt dieser Entwicklung ist es, dass man in Bezug auf die objective Vereinigung der Beziehungsbegriffe wieder vollständig bei dem Dingbegriff anlangt, dem nun aber außerdem alle die absoluten Bestimmungen hinzugefügt werden, welche bei den vorangegangenen abstracten Begriffen gewonnen waren. Der so entstandene Begriff ist die Substanz. Die Attribute sind an sie gebunden wie die Eigenschaften an das Ding. Gleichzeitig hat sie aber von der subjectiven Abstractionsform des Seins die absolute Unveränderlichkeit, von der des Werdens das ihr immanente Princip eines absoluten Grundes der Veränderungen geborgt. Sie vereinigt in sich Stoff und Form; doch indem diese nicht mehr einander gegenübergestellt werden, sondern zu einer absoluten Einheit aufgehoben sind, ist eine Vermengung der Substanz mit den sinnlichen Einzeldingen, wie sie noch der Aristotelischen Metaphysik begegnet, fortan unmöglich. Höchstens können die Einzeldinge und ihre Veränderungen als Aeußerungen

oder Wirkungen der Substanz aufgefasst werden. Die Substanz selbst aber bleibt transcendent; sie kann nur im Denken erfasst, nicht in der Sinnlichkeit angeschaut werden. Alles was die logische Abstraction, von dem Dingbegriff ausgehend, in correlaten Allgemeinbegriffen einander gegenüberstellt, ist zu absoluten Bestimmungen des metaphysischen Substanzbegriffes verwendet worden, und diese absoluten Bestimmungen eben sind es, die in Folge ihrer Unvereinbarkeit mit der empirischen Dingvorstellung den transcendenten Charakter der Substanz hervorgebracht haben.

Durch diese vollständig, nicht bloß, wie bei den vorangegangenen Begriffsentwicklungen, theilweise anerkannte Transscendenz wird nun der Substanzbegriff zur wahren »coincidentia oppositorum«. Sein und Werden, Stoff und Form sind in ihm völlig zur Ruhe gekommen. Dieser Friede zwischen den ursprünglich entgegengesetzten Begriffen findet in dem Correlatbegriff der Substanz, in der Causalität, seinen Ausdruck. Von dem Werden unterscheidet sich die Causalität dadurch, dass sie keinen Gegensatz zum beharrenden Sein der Substanz bildet, sondern selbst ein beharrendes Sein ist; denn an die Stelle des Werdens ist in ihr der Grund des Werdens getreten. Von der Form unterscheidet sie sich dadurch, dass sie nicht nothwendig als ein zu dem Stoff erst hinzukommendes, und darum von ihm verschiedenes gedacht werden muss, sondern dass sie, als der Grund aller Formbestimmung, an den Stoff untrennbar gebunden in das ursprüngliche Wesen desselben verlegt werden kann. Während daher das Werden in einem unversöhnlichen Gegensatze zum beharrenden Sein stand, während die Form nur äußerlich und darum in gewissem Sinne zufällig an den Stoff gebunden war, ist die Causalität mit der Substantialität zur vollständigen Einheit verschmolzen. »Keine Substantialität ohne Causalität!« Mit diesem Worte hat Herbart die Grundvoraussetzung aller ontologischen Metaphysik ausgesprochen<sup>1)</sup>, und das nämliche Wort lässt sich durchaus auf die naturwissenschaftliche Metaphysik anwenden. In beiden freilich hat dasselbe wieder einen etwas verschiedenen Sinn. Die philosophische Ontologie pflegt nicht nur die Substanz, sondern auch die Causalität als ein transcendenten Princip zu betrachten; die

---

1) Herbart, Metaphysik, II, S. 110. (Ausg. von Hartenstein, Bd. 4.)

Erfahrungswelt bleibt ihr ein »Schein«, der höchstens in vermittelter Weise mit der an sich unerfahrbaren unmittelbaren Causalität der Substanz zusammenhängt. Der naturwissenschaftlichen Metaphysik besteht der Unterschied zwischen beiden Correlatbegriffen gerade darin, dass sie die Substanz als einen an sich der Erfahrung niemals zugänglichen und darum stets hypothetischen Begriff betrachtet, während die gesammten empirischen Naturerscheinungen aus der Causalität jener Substanz erklärt werden. Dabei fehlt es freilich nicht an zwischenliegenden Standpunkten; doch pflegt die Naturwissenschaft, auch wenn sie eine Causalität annimmt, die nicht selbst, sondern erst in ihren entfernteren Wirkungen der Beobachtung zugänglich ist, jene in empirischer Form vorzustellen, indem sie eine aus der Erfahrung bekannte Causalität zu Grunde legt. Auf diese Weise wird z. B. von der naturwissenschaftlichen Atomistik die Causalität der Bewegung verwerthet. Für die Bildung des Substanzbegriffs selbst dient dann die erfahrungsmäßige Causalität ebenso als Leitfaden, wie umgekehrt wieder diese aus den Voraussetzungen über die Substanz abgeleitet wird. Das Verhältniss beider Begriffe gestaltet sich demnach in der naturwissenschaftlichen Metaphysik so, dass in der Substanz, als dem Träger der Causalität, diejenigen Voraussetzungen über das Substrat der Erscheinungen vereinigt werden müssen, welche eine widerspruchslose Causalerklärung möglich machen. Die wahren Motive zur Bildung des Substanzbegriffs liegen für den so gewonnenen Standpunkt darin, dass den Naturerscheinungen selbst eine unmittelbare Realität deshalb nicht zugeschrieben werden kann, weil eine solche Annahme in unauflösbare Widersprüche verwickelt. Die Geschichte der Physik ist darum ein fortwährender Kampf gegen diese Widersprüche mittelst der Gestaltung hypothetischer Voraussetzungen über das Substrat der Naturcausalität. Der Satz »Keine Substantialität ohne Causalität« hat hier die Bedeutung einer Warnung, man solle nicht solche Substanzvoraussetzungen machen, für welche innerhalb der Naturcausalität keine zwingenden Motive vorliegen. Wo darum eine Causalität ohne solche Widerspruchsmotive gegeben ist, da liegt kein Grund vor, nun auf eine transcendentale Substanz zurückzuschließen. Dieser Fall ereignet sich bei der innern Erfahrung als solcher, auf welche zwar ebenfalls beide Correlatbegriffe neben einander anwendbar sind, doch immer nur so, dass man sich ihrer als

sich ergänzender Gesichtspunkte bewusst ist, unter denen das unmittelbar Gegebene der logischen Betrachtung unterworfen wird. Die Substanz der inneren Erfahrung ist der gesammte Thatbestand derselben, wenn wir ihn ohne Rücksicht auf die besonderen Beziehungen von Grund und Folge betrachten, die zwischen den einzelnen Theilen derselben stattfinden; die Causalität der inneren Erfahrung dagegen besteht gerade in der Auffassung dieser Beziehungen <sup>1)</sup>. Damit fallen nun aber die eigenthümlichen Unterschiede, die für die äußere Erfahrung dem Substanz- und Causalbegriff gegenüber den Wechselbegriffen des Seins und des Werdens, des Stoffs und der Form ihren Werth verleihen, überhaupt hinweg. Der tiefere Grund hiervon ist sichtlich darin zu suchen, dass ein Dingbegriff, wie er aus der äußeren Erfahrung entwickelt wird, für die innere überhaupt nicht existirt, und dass also auch alle die Motive, welche dort zu einer Vereinigung jener abstracten Beziehungsbegriffe mit dem Dingbegriff führen, hier hinwegfallen.

Mit den Wechselbegriffen der Substantialität und Causalität, in denen diese Reduction der abstracten Relationsformen auf den Dingbegriff sich verkörpert, sind die Entwicklungen abgeschlossen, die sich auf die Objecte, insofern dieselben als logische Subjecte in unsern Erkenntnissprocess eingehen, beziehen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, auf die Prädicate einen Blick zu werfen, die, von ähnlich abstracter Natur und in ähnlichen correlaten Beziehungen stehend, diesen Subjecten beigelegt werden.

### 3. Die correlaten abstracten Prädicatsbegriffe.

#### a. Einheit und Mannigfaltigkeit.

An die Wechselbegriffe des Seins und des Werdens sind die Prädicate der Einheit und Mannigfaltigkeit auf das innigste gebunden. Das Sein, indem man ihm Unveränderlichkeit zuschreibt, wird zugleich als absolute Einheit gedacht; dem Werden dagegen entspricht die Mannigfaltigkeit, da der Uebergang von einem Sein zum andern eine Vielheit des Seienden voraussetzt. Auch der Stoff wird noch mit Vorliebe als ein einheitlicher, die Form als eine mannigfaltige gedacht. Doch machen sich hier ebenfalls die Rückwirkungen geltend,

1) Vgl. hierzu meine Logik, I, S. 486, II, S. 502.

die schon bei den Subjectbegriffen die abstracteren Relationen des Seins und des Werdens ausüben. Nicht nur der *νοῦς* des Anaxagoras, welcher das formende Princip der Welt ist, wird als Einheit dem unendlich mannigfaltigen Stoff gegenübergestellt, sondern auch die Platonischen Ideen werden Einheiten genannt, um ihre innere Abgeschlossenheit gegenüber der an sich chaotischen Materie anzudeuten. Die Substanz trägt in allen ihren Gestaltungen das Prädicat der Einheit, mag nun diese Einheit gleichzeitig als eine unendliche Mannigfaltigkeit gefasst sein, so dass nur durch den Begriff der Allheit derjenige der Einheit gewonnen wird, wie in der Substanzlehre Spinoza's, oder mag man umgekehrt sich die Einheit durch die absolute Einfachheit der Substanz zu sichern streben, wie in der Monadenlehre des Leibniz und seiner Nachfolger. Der naturwissenschaftlichen Metaphysik besteht die Einheit der Substanz in ihrer qualitativen Gleichartigkeit. Der Causalität liegt es dann ob, die Vermittlung mit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen herzustellen. Sie trägt darum zunächst das Prädicat der Mannigfaltigkeit. Aber auch hier schlägt dasselbe wieder in seinen Gegensatz um. Gebunden an die Substanz, muss die ontologische Causalität an der Einheit jener Theil nehmen, und die physikalische erreicht das nämliche Ziel durch die postulierte Einheit der Naturkräfte. Der metaphysische Gedanke einer unendlichen Mannigfaltigkeit, welche zugleich absolute Einheit ist, findet eben auf den verschiedensten Wegen immer wieder seinen Eingang.

Das fortwährende Streben, beide Begriffe an einander zu binden, weist nun aber zugleich auf die wahre logische Bedeutung derselben hin. Sie sind Wechselbegriffe, die wir stets neben einander auf die Denkobjecte anzuwenden genöthigt sind, die jedoch, ebenso wie die ihnen zunächst adäquaten Subjectbegriffe des Seins und des Werdens, nur einen subjectiven Erkenntnisswerth besitzen. Was von dem Denken nicht in eine Einheit zusammengefasst werden kann, ist überhaupt kein Denkobject. Alles [Denken bethätigt sich aber an einem mannigfaltigen Inhalt. Die Abstractionen der Einheit und Mannigfaltigkeit laufen daher in dieser ihrer relativen Bedeutung stets neben einander her. Indem die metaphysische Speculation sie in absolute Prädicate umwandelt, erhebt sie in ganz ähnlicher Weise, wie es bei den entsprechenden Subjectbegriffen des Seins und des Werdens



geschehen ist, rein formale Gesichtspunkte, die für die Auffassung der Objecte ihre unantastbare logische Geltung besitzen, in Aussagen über den Inhalt der Objecte oder des Realen selber.

Als solche Aussagen leiden nun Einheit und Mannigfaltigkeit an der nämlichen Unbestimmtheit wie Sein und Werden. Unter jener Wirkung des Dingbegriffs, welche auch die Subjectbegriffe in concretere Gestaltungen übergeführt hat, wird daher nach einer begrifflichen Ergänzung gesucht, welche beiden Begriffen einen bestimmteren Inhalt verleiht. Diese Ergänzung besteht in den ebenfalls zu einander correlaten Prädicaten der Quantität und Qualität.

### b. Quantität und Qualität.

Sobald wir von aller Verschiedenheit des Seienden abstrahiren, bleiben nur noch quantitative Bestimmungen für dasselbe möglich; denn alle Qualität setzt innere Unterschiede voraus, die uns nöthigen, ein bestimmtes Quale einem andern gegenüberzustellen. Der Begriff der Quantität hängt daher zunächst mit dem der Einheit, der Begriff der Qualität mit dem der Mannigfaltigkeit zusammen. Einmal entstanden lassen aber diese Abstractionen auch gekreuzte Verbindungen zu: das qualitativ Einheitliche kann als eine quantitative Mannigfaltigkeit, wie in der Atomistik, oder das quantitativ Einheitliche als eine qualitative Mannigfaltigkeit gedacht werden, wie bei der Attributenlehre Spinoza's. Während aber Einheit und Mannigfaltigkeit als die abstractesten Prädicate zunächst auch auf die abstractesten Correlatbegriffe des Seins und des Werdens bezogen wurden, bieten Quantität und Qualität als die concreteren zu den dem Dingbegriff näher stehenden Abstractionen des Stoffs und der Form die unmittelbarste Beziehung dar. Der formlose Stoff kann nur als Quantum, und demgemäß muss die Form als der Grund aller Qualitätsunterschiede betrachtet werden. Aber auch hier fehlt es nicht an jenen Wechselwirkungen, die uns bei den entsprechenden Subjectbegriffen begegnet sind. Das Einheitsstreben der Speculation sucht alle Qualitätsunterschiede auf quantitative Beziehungen zurückzuführen, wie dies nicht bloß die Atomistik aller Zeiten, sondern selbst die mathematische Umgestaltung des Formbegriffs zeigt, welche Plato seiner Ideenlehre in ihren kosmologischen Anwendungen gegeben. Wo man dagegen auf die Durchführung des Einheitsgedankens verzichtet, da wird, wie

noch heute in der chemischen Atomistik, der letzte Grund alles Unterschieds in ursprünglichen Qualitätsunterschieden des Stoffs gesehen, während die Formung des letzteren bloß quantitativen Gesetzen unterworfen sei.

Jede dieser Beziehungen, sowohl die der Quantität auf den Stoff, der Qualität auf die Form, wie die umgekehrte, hat ihre Quelle in den ursprünglichen Verhältnissen unserer Erfahrungsbegriffe. Das empirische Ding in seiner nächsten Bedeutung als Körper der Außenwelt bildet als ein relativ Bleibendes die Grundlage des Stoffbegriffs; aus den wechselnden Eigenschaften, in denen das Ding als ein mannigfacher Umformungen fähiges sich darbietet, entwickelt sich der Formbegriff. Nach Abzug dieser Eigenschaften bleibt aber nur die Raumerfüllung übrig, die lediglich quantitative Unterschiede zulässt, daher nur das abstracte Ding als Quantum, alle Eigenschaften außer der Raumerfüllung aber, also Farbe, Wärme, Festigkeit u. s. w., als Qualitäten gedacht werden. An diese ursprünglichen Unterscheidungen anknüpfend, fasst jede Naturphilosophie, die das Wesen der körperlichen Dinge in der Raumerfüllung sieht, den Stoff als Quantum und die verschiedene Formung des Stoffs als das Quale oder mindestens als den Grund aller Qualität auf.

Daneben bildet sich aber noch eine andere Gedankenreihe, welche einem Standpunkte gereifterer Reflexion entspricht, insofern sie nicht von der naiven objectiven Gestaltung des Dingbegriffs, sondern von der subjectiven Analyse desselben ausgeht. Dinge oder Gegenstände der Außenwelt können uns immer nur gegeben werden durch den Inhalt unserer Empfindungen. Die Empfindung aber ist, so lange nicht die ordnende Thätigkeit unseres eigenen Bewusstseins hinzutritt, als reines Quale vorzusetzen. Aus dem qualitativen Stoff der Empfindungen formt erst unsere Anschauungsthätigkeit concrete Vorstellungen von einer bestimmten räumlichen und zeitlichen Beschaffenheit. Hier wird also umgekehrt die Qualität dem Stoff-, die Quantität dem Formbegriff zugeordnet. Zu dieser Anschauung bekennen sich alle diejenigen Metaphysiker, welche einer qualitativen Mannigfaltigkeit realer Principien zugethan sind, wie die, freilich mit atomistischen Vorstellungen durchsetzte, qualitative Elementenlehre eines Empedokles und, in geläuterter Gestalt, die Monadenlehre eines Leibniz und Herbart.

Beide Auffassungen sind in gewissem Sinne berechtigt, weil in

ihnen verschiedene Standpunkte der Betrachtung sich ausprägen, die sich ergänzen. Darin liegt aber zugleich die Aufforderung, diese Ergänzung wirklich auszuführen. Der erste Standpunkt hat seine Stärke in seiner Objectivität. Er lässt sich die in der unmittelbaren Vorstellung gelegene Beziehung auf ein reales Object nicht verkümmern durch die nachträgliche Reflexion auf das vorstellende Subject, die in der That nur dann ein Recht gibt, die Realität des Objects zu beseitigen, wenn die Voraussetzung der letzteren durch die Widersprüche, in die sie verwickelt, sich selbst aufhebt. Aber die Schwäche dieses Standpunktes liegt in seiner logischen Naivität. Die qualitativen Eigenschaften der Dinge nimmt er ebenfalls als objectiv gegeben hin, ohne sich um die Frage zu kümmern, wie beide Prädicate des Gegebenen, die quantitativen und die qualitativen, mit einander vereinbar sind. Der zweite Standpunkt hat seine Stärke in der logischen Analyse des Dingbegriffs, die ihm als letztes Element aller objectiven Vorstellungen das Quale der Empfindung zeigt. Seine Schwäche liegt in seiner Subjectivität, die, wenn sie nicht überhaupt alle Qualität in einen subjectiven Schein auflöst, nichts übrig lässt, als die Empfindung zu objectiviren.

Das Hilfsmittel, welches die Einseitigkeit dieser Standpunkte aufhebt, und zugleich die berechtigten Motive derselben zur Geltung bringt, besteht in der Anerkennung des hypothetischen Charakters des Substanzbegriffs, dessen Werth eben darin besteht, dass er die unhaltbaren Elemente des Dingbegriffs der Erscheinung zurechnet und nur diejenigen zurückbehält, die widerspruchslos bestehen bleiben können, indem sie sich zugleich zur Ableitung der Erscheinungswelt brauchbar erweisen. So verschwinden in der mit Causalität begabten Substanz mit den Gegensätzen des Stoffs und der Form zugleich diejenigen der Quantität und der Qualität. Denn beide verwandeln sich in Wirkungen jener Substanz, indem als objective Wirkungen die quantitativen Verhältnisse der Bewegung, als subjective die Qualitäten der Empfindung betrachtet werden. Beide sind dadurch mit einander verknüpft, dass in uns alle Quantitätsvorstellungen aus qualitativen Empfindungen hervorgehen. Damit werden aber diese Quantitätsvorstellungen nicht ihres objectiven Werthes beraubt, denn sie sind nicht bloß psychologische Resultate, sondern gleichzeitig logische Postulate, insofern sich in den Objectsvorstellungen niemals,

wie bei dem Quale der Empfindung, logische Motive zu ihrer Beseitigung geltend machen, daher diese Beseitigung ihrerseits nur als ein Act subjectiver Willkür möglich sein würde. Auf dieser durch die gemeinsame Arbeit der Naturwissenschaft und der Erkenntnistheorie gesicherten Grundlage mögen dann freilich noch mannigfache einzelne Gestaltungen des Substanzbegriffs möglich sein; im allgemeinen aber ist der wissenschaftlichen Metaphysik dadurch ihr Weg vorgezeichnet.

Das Verhältniss zwischen dem Quantitäts- und dem Qualitätsbegriff hat hiernach so sich gestaltet, dass beide zusammen nur noch als Prädicate unserer subjectiven Zustände gelten, wo sie in der Intensität und Qualität der Empfindungen, sowie in den quantitativen Uebergängen zwischen verschiedenen Empfindungsqualitäten sich vereinigen, während dagegen objective Bestimmungen nur in quantitativer Form möglich sind. Dieses Verhältniss entspringt aus der mittelbaren Natur unserer objectiven Erkenntniss, welche es uns zwar gestattet, in den Objecten qualitatives Sein, ähnlich dem in uns selbst, zu vermuthen, welche aber eine objective Auffassung dieses inneren Seins schlechthin unmöglich macht. Freilich ist uns in der wirklichen Anschauung ebenso wenig jemals ein Quantum ohne ein Quale gegeben, wie eine Qualität, welche sich in keinerlei quantitativen Relationen befindet. Der Begriff der objectiven Substanz als eines reinen Quantums kann darum auch nicht bedeuten, dass dieselbe an sich selbst qualitätslos sei, sondern nur, dass wir diese Qualität als eine für uns unbestimmbare dahingestellt lassen müssen. Indem der Substanzbegriff in diesem Sinne auf quantitative Prädicate eingeschränkt wird, tritt nun an demselben ein letztes Gegensatzpaar von Prädicatbegriffen uns entgegen, welches alle Auffassungen der Substanz beherrscht: es sind die Begriffe der Endlichkeit und Unendlichkeit. Sobald Substanz und Causalität als reine Quantitätsbegriffe gefasst werden, erhebt sich die Frage, ob beide als endliche oder als unendliche Quanta aufzufassen sind.

### c. Endlichkeit und Unendlichkeit.

Endlichkeit und Unendlichkeit sind an sich quantitative Prädicate. Wenn sie auf Qualitäten angewandt werden sollen, so müssen diese zugleich dem Quantitätsbegriff subsumirt werden. Da Endlichkeit und Unendlichkeit conträre Gegensätze sind, so könnte es auf-

fallen, dass dennoch alle Größenbegriffe dem einen oder dem andern untergeordnet werden können, ohne dass anscheinend jemals ein mittlerer Fall eintritt. Die Lösung liegt in zwei bemerkenswerthen Eigenschaften dieses Begriffspaares. Erstens kommt der Unendlichkeitsbegriff selbst in zwei conträr entgegengesetzten Quantitätsbeziehungen vor, in der Form des unendlich Kleinen und des unendlich Großen, zwischen denen alle endlichen Größen gelegen sind; und zweitens hat in jeder dieser Beziehungen der Unendlichkeitsbegriff wieder zwei verschiedene Bedeutungen, die des Infiniten, der werdenden oder relativen Unendlichkeit, und die des Transfiniten, der abgeschlossenen oder absoluten Unendlichkeit.<sup>1)</sup> Das Verhältniss der beiden letzteren Gestaltungen lässt sich aber so auffassen, dass die infiniten Größen den Uebergang bilden von den endlichen zu den transfiniten, und zwar sowohl in der Richtung des unendlich Großen wie in der des unendlich Kleinen.

Mit den Correlatbegriffen des Endlichen und Unendlichen sind die der Einheit und Mannigfaltigkeit unlösbar verbunden. Aber auch hier ist die Verbindung eine gekreuzte. Die endliche Größe wird in ihrer Sonderung von anderen stets zugleich als Einheit gedacht und bildet mit den anderen zusammen eine Mannigfaltigkeit. In der unendlichen Größe dagegen liegt der Einheitsbegriff, sobald sie als absolute oder transfinite, der Mannigfaltigkeitsbegriff, sobald sie als relative oder infinite gefasst wird; denn das unendlich Große oder Kleine bezeichnet hier nur das vorausgesetzte Durchlaufen einer unbegrenzten Mannigfaltigkeit von Zwischengrößen.

Hieran schließt sich noch eine weitere Trennung, die auf den allgemeinen Quantitätsbegriff selber zurückwirkt, während sie zugleich in dem Verhältniss des letzteren zu dem Qualitätsbegriff ihre Quelle hat. Das Unendliche kann ein unendlich Großes oder Kleines hinsichtlich der Mannigfaltigkeit sein, die es einschließt. Diese Gegensatzbegriffe der unendlichen Mannigfaltigkeit und Einfachheit ordnen sich dem Quantitätsbegriff des Vielen (des Multum oder πολλόν) unter. Es kann aber auch das Unendliche als eine unendlich große oder kleine Einheit gedacht werden, und diese Gegensatzbegriffe der unendlichen Größe und Kleinheit ge-

1) Vgl. meine Logik, II, S. 126 f.

hören unter den Quantitätsbegriff des Großen (des *Magnum* oder *ποσόν*). Der Ursprung des ersteren Begriffs liegt in der Mannigfaltigkeit der Empfindungsqualitäten, deren Vielheit ohne jede Rücksicht auf Größe im engeren Sinne aufgefasst werden kann. Das Motiv zur Bildung des zweiten Begriffs besteht in der in sich gleichartigen Raumschauung, auf welche eben deshalb unmittelbar nur das Prädicat des Großen Anwendung findet. Unter beiden Quantitätsbegriffen ist es derjenige der Vielheit, welcher in dem zur Maßbestimmung aller Größen dienenden Begriff der Zahl seine Ausprägung gefunden hat, ein Umstand, welcher in Folge der Nothwendigkeit, diesen Begriff auch auf einheitliche Größen anzuwenden, zu der Entstehung des Systems der irrationalen Zahlen Veranlassung bot.

In der Anwendung auf bestimmte Subjectbegriffe von metaphysischer Bedeutung sind nun Endlichkeit und Unendlichkeit zu herrschenden Gegensätzen erst unter dem Einfluss der Wechselbegriffe der Substantialität und Causalität geworden. Sein und Werden sind zu abstract, als dass bei ihnen die Frage überhaupt gestellt würde; Stoff und Form liegen dem unmittelbaren Dingbegriff zu nahe. Erst die metaphysische Transscendenz der Substanz, die doch fortwährend in physischen Causalwirkungen ihr Correlat findet, lässt die Forderung entstehen, dass dieses Verhältniss des Physischen zum Metaphysischen, das zugleich mit demjenigen der empirischen Mannigfaltigkeit zu einer transscendenten Einheit zusammenfällt, nach reinen Quantitätsbegriffen betrachtet auf den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen zurückführe. Die Substanz gilt demnach als das Unendliche, dem die Causalität derselben als das in der gegebenen Einzellerscheinung Endliche, in seiner Totalität aber gleichfalls Unendliche und darum an sich mit der Substanz Identische gegenübergestellt wird.

Hier ist es nun aber bemerkenswerth, dass in dieser Anwendung auf den Substanzbegriff die beiden Unendlichkeitsbegriffe, der absolute und der relative, zur Anwendung gekommen sind. Ein absolut Unendliches ist der Substanzbegriff der philosophischen Metaphysik. Darum ist er zugleich absolute Einheit, mag er im Sinne der Mannigfaltigkeitsphilosophie als absolute Einfachheit (absolute Einheit des Vielheitsbegriffs) oder im Sinne der Einheitsphilosophie als absolute Totalität (absolute Einheit des Größenbegriffs) gedacht werden. In

der That enthält nicht bloß der Substanzbegriff eines Spinoza das Prädicat des Transfiniten, sondern auch der eines Leibniz und Herbart; nur vertritt dieser die entgegengesetzte Seite des Unendlichkeitsbegriffs. (S. oben S. 165.) So kommt es, dass die Einheitsphilosophie in der absoluten Totalität einer unendlichen Mannigfaltigkeit, die Mannigfaltigkeitsphilosophie aber in der absoluten Einheit eines alle Mannigfaltigkeit ausschließenden Einfachen ihren letzten Ruhepunkt findet.

Völlig anders verhält es sich mit dem Substanzbegriff der naturwissenschaftlichen Metaphysik. Auf ihn findet überall nur das Prädicat der infiniten Unendlichkeit seine Anwendung. Denn die Substanz in der Totalität ihrer Bestimmungen begrifflich zu umfassen, gilt hier überhaupt nicht als wissenschaftliche Aufgabe. Wohl aber stellt sich die Nöthigung heraus, über jeden gegebenen Punkt endlicher Zusammenhänge die unbegrenzte Möglichkeit eines weiteren Fortgangs vorauszusetzen. Darum ist zwar auch hier der Substanzbegriff transcendent, aber es werden keine Voraussetzungen für ihn aufgestellt, die nicht aus empirischen Bedingungen entspringen. Eben darum kann nun das Prädicat der Endlichkeit für ihn nur in demselben Sinne aufgehoben sein, als es für die empirischen Erscheinungen ebenfalls aufgehoben ist, insofern nämlich, als diese Erscheinungen niemals eine völlig in sich abgeschlossene Totalität ausmachen.

#### **4. Die abstracten Correlatbegriffe und die Gliederung der Wissenschaften.**

Die Entwicklungen der beiden Begriffsreihen, deren Betrachtung uns hier beschäftigt hat, unterscheiden sich, abgesehen von der in den Allgemeinbezeichnungen ausgedrückten Differenz ihres logischen Charakters, wesentlich darin, dass die Subjectbegriffe in einer bestimmten Ordnung ausgebildet worden sind, wobei die Entstehung eines neuen Begriffspaars regelmäßig zugleich die allmähliche Verdrängung des vorangegangenen im Gefolge hatte, während bei den Prädicatbegriffen zwar noch eine bevorzugte Beziehung zu bestimmten correlaten Subjectbegriffen stattfindet, ohne dass jedoch darum die Verbindung mit den übrigen ganz ausgeschlossen wäre. Dieser Unterschied hängt mit der abweichenden wissenschaftlichen Bedeutung beider Begriffsreihen

nahe zusammen, und derselbe ist daher auch für die hauptsächlichste Gliederung der wissenschaftlichen Untersuchungen bestimmend gewesen.

Die Entwicklung der Subjectbegriffe beginnt mit den allgemeinsten subjectiven Abstractionen, und sie erhebt sich von diesen allmählich durch die Einwirkungen des empirischen Dingbegriffs zu Principien von objectiverem Werthe. Das Motiv zur Bildung aller Begriffe liegt aber hier in dem Inhalt der Erfahrung. Die Aufgabe, den gesammten Inhalt der Erfahrung nach den in ihm selbst gelegenen Bedingungen begrifflich zu ordnen, wird schließlich in den Begriffen der Substantialität und Causalität mit vollkommener Klarheit erfaßt und so weit als möglich durch die nähere Bestimmung dieser Begriffe gelöst. Als der centrale Begriff, zu welchem der Substanzbegriff nur eine für bestimmte Seiten der Erfahrung unerlässliche Ergänzung bildet, stellt sich hier immer deutlicher derjenige der Causalität heraus. Die Causalität ist es, die als ordnender Begriff den gesammten Inhalt der Erfahrung beherrscht. Für diejenigen Erfahrungen, die sich auf äußere Gegenstände beziehen, deren inneres Sein uns nicht unmittelbar gegeben ist, fordert sie als hypothetische Ergänzung den Substanzbegriff. Das große Wissenschaftsgebiet, das auf diese Weise dem Causalbegriff untergeordnet ist, ist dasjenige der Erfahrungswissenschaften; vom logischen Standpunkte kann es treffender dasjenige der Causalwissenschaften genannt werden.

Die Entwicklung der Prädicatbegriffe hat sich, wie es ihrer logischen Natur gemäß ist, in fortwährender Anlehnung an die Subjectbegriffe vollzogen, von ihnen beeinflusst und wieder auf sie zurückwirkend. Je mehr aber dabei der letzte Begriff jener ersten Entwicklungsreihe, der Substanzbegriff, als ein gänzlich hypothetischer sich herausstellt, um so deutlicher wird es fühlbar, dass der Gebrauch der Prädicatbegriffe an sich ein gänzlich freier ist, indem dieselben keineswegs bloß auf ein durch den Erfahrungsinhalt ihnen dargebotenes Begriffssubstrat sich zu beziehen brauchen, sondern dieses Substrat selbst sich zu schaffen im Stande sind. Der Prädicatbegriff, der sich hierbei schließlich als der centrale ergibt, um welchen alle andern sich ordnen, ist derjenige der Mannigfaltigkeit. Er fordert zunächst den Einheitsbegriff als seine correlate Ergänzung, kann aber dann ebensowohl als quantitative wie als qualitative, als endliche wie als



unendliche, und schließlich nicht nur als infinite, sondern auch als transfinite Mannigfaltigkeit gedacht werden. Denn die abstracte Untersuchung reiner Prädicatbegriffe, welche von der Beziehung auf gegebene Subjectbegriffe gänzlich absieht, ist in der Lage, sich diese letzteren von den logisch postulirten Prädicaten aus selbst schaffen zu können. Die Untersuchung bewegt sich hier lediglich in Denkmöglichkeiten, die das Wirkliche, auf dessen Ordnung sich die abstracten Subjectbegriffe beziehen, als ein verhältnissmäßig beschränktes Gebiet in sich schließen. Die Wissenschaft, welche in diesem Sinne nicht gegebene, sondern logisch vorausgesetzte Denkobjecte nach Maßgabe der allgemeinen Prädicatbegriffe, die sich auf solche beziehen, untersucht, ist die Mathematik oder, wie sie vom logischen Standpunkte aus genannt werden kann, die Mannigfaltigkeitslehre.

Nachdem beide Wissensgebiete, die Causal- und die Mannigfaltigkeitswissenschaften, auf diese ihre allgemeinsten Aufgaben zurückgeführt sind, kehrt nun aber das Verhältniss sich um, das ursprünglich nicht nur zwischen den Begriffen, von denen sie beherrscht sind, sondern auch zwischen ihnen selber bestand. Wie das Prädicat immer auf ein gegebenes Subject sich bezieht, so sind auch die Mannigfaltigkeitsbegriffe zunächst von den Begriffen bestimmt worden, die sich durch unmittelbare Abstraction aus der Erfahrung gebildet hatten; doch das abstracte Prädicat der Mannigfaltigkeit hat sich schließlich sein logisches Subject in dem Begriff des Denkmöglichen selbst geschaffen.

Die nahe Beziehung, in welcher die beiden Reihen abstracter Correlatbegriffe zu einander stehen, macht es begreiflich, dass auch die ontologische Metaphysik sich dieses Begriffs des Denkmöglichen nicht selten bedient hat, in der Täuschung befangen, aus ihm mittelst irgend welcher dialektischer Kunstgriffe das Wirkliche construiren zu können. Nachdem die Mathematik dem Verlangen, mit bloßen Möglichkeitsbegriffen zu rechnen, nachgekommen ist, wird vielleicht die Metaphysik in Zukunft vor solchen Gebietsüberschreitungen besser bewahrt bleiben. Um so mehr aber ist zu hoffen, dass sich die Mathematik nicht ihrerseits derselben schuldig mache, indem sie aus ihren rein logischen Voraussetzungen metaphysische Folgerungen zu gewinnen glaubt.